



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das Schicksal eines Buches.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gebaut aus weißen und schwarzen Steinen, die mit Gold zusammengefügt sind; darin sind bunte Säulen und unzählige eiserne Platten, Fenster aus Silber und Ziegel aus grünem Stein. Mitten in Babylonien ist eine Mauer, die Memnon gebaut hat aus Backstein und Schwefel, mit Eisen untermischt, da wo die Fugen sind. Ihre Breite ist dreißig Ellen, hoch ist sie hundertdreißig Ellen. Angefangen hat sie Semiramis, ihr Sohn hat sie vollendet. In Aegypten sind die Pyramiden, die . . . gebaut hat. Auch die Stadt Acanthus; dort ist ein Nilstrom aus Erz, gekrümmt (?), dreihundert (?) Ellen lang; sein Gesicht ist aus hellem Smaragd, seine Arme aus mächtigem Elfenbein, und vor seinem Anblicke erschrecken auch die Thiere. In Athen preist man am meisten ein Bild des olympischen Juppiter, in Alexandria den Nilstrom."

Das ganze Kapitel ist, wie man sieht, ein tolles Sammelsurium von Nachrichten über allerhand Naturerscheinungen, mechanische Merkwürdigkeiten, Kunstwerke und Heroenreliquien, voll von Flüchtigkeiten, Mißverständnis und Aberglauben. Zwar fehlt es nicht ganz darin an brauchbaren Notizen. Die Angabe z. B., daß die Lanze der von Phidias' Hand geschaffenen kolossalen Goldelfenbeinstatue der Parthenos auf der Akropolis in Athen durch ein mächtiges Bambusrohr gebildet wurde, eine Angabe, die sonst bei keinem einzigen Schriftsteller des Alterthums wiederkehrt, ist als technisches Kuriosum nicht unverächtlich und jedenfalls auch nicht anzufechten; aus Cicero und Plinius wissen wir, daß es nichts ungewöhnliches war, bei Tempelbildern das Bambusrohr in dieser Weise zu Sceptern und Lanzen zu verwenden. Daß aber mitten unter all den Schlacken ein so echtes Goldkorn sich befindet, wie die zwei Zeilen über den pergamenischen Gigantenfries, hätte niemand für möglich gehalten. Der Schatten des Ampelius kann sich auf dem nicht mehr ungewöhnlichen spiritistischen Wege bei dem Ingenieur Humann dafür bedanken, daß dieser ihn aus seiner jahrhundertelangen Ruhmlosigkeit hervorgezogen.

Das Schicksal eines Buches.

Habent sua fata libelli, und die Presse ist eine Macht. Sie ist, wie Andere, die den Mund voller zu nehmen pflegen, behaupten, die sechste Großmacht, die öffentliche Meinung. Wieder Andere sagen: Die Presse ist in der That eine Macht, in England und Amerika eine bedeutende, oft unwiderstehliche, in Frankreich eine wenigstens beachtenswerthe Macht; in Deutschland dagegen ist sie selbst letzteres bisher nur in beschränktem Maße gewesen. Sie wirkte hier als beachtenswerther Faktor nur da, wo sie in guten Händen war,

und solche Fälle sind — wir reden von der periodischen Presse — mit jedem Jahrzehnt seltener geworden. Sechste oder, wie wir seit der Existenz des Königreichs Stalien wohl sagen müssen, siebente Großmacht zu sein, träumt nur das Selbstgefühl eines Theils unserer Journalistenwelt, und was die öffentliche Meinung betrifft, die sich in unserer Tagesliteratur ausdrücken soll, so wird man wohlthun, darunter nicht zu viel zu verstehen. Näher käme der Wahrheit wohl die Ansicht, nicht so sehr die öffentliche Meinung, die Meinung des deutschen Volkes sei unsere periodische Presse, als vielmehr die mit bekannter Rührigkeit und Dreistigkeit sich geltend machende Meinung des unter uns lebenden semitischen Elements, dessen unsaubere Betriebsamkeit sich der großen Mehrzahl der in Dingen der Politik und der literarischen Kritik den Ton angehenden Blätter bemächtigt hat und diesen Besitz ohne viel Wissen und wirkliche Bildung, ohne ernste Gesinnung, aber mit guten Augen für das Gangbare und Einträgliches, das Pikante und Sensationelle nach rein geschäftlichen Maximen bestens für sich zu verwerthen beflissen ist.

Ebenso gewiß ist es, daß das Eindringen jenes fremden Elements in den deutschen Journalismus, die Verquickung des letzteren mit dem Geiste der Börse und dessen Manieren und Usancen einer der Gründe ist, weshalb die deutsche Presse, verglichen mit der englischen, im ganzen eine nur mäßig geachtete Stellung einnimmt. Wie das Herunterkommen unserer liberalen Parteien wesentlich durch die Rolle, die man der strebsamen Eitelkeit und Vordringlichkeit und dem zerfetzenden Wesen des Judenthums in ihnen zu spielen verstattete, herbeigeführt worden ist, so trägt letzteres offenbar auch einen großen Theil der Schuld, wenn unsere Presse unter Urtheilsfähigen und Maßgebenden sich nur eines geringen Einflusses erfreut.

Wir können das hier nicht weiter verfolgen. Unsere Absicht ist es lediglich, an einem eklatanten Beispiele zu zeigen, wie gering jener Einfluß zuweilen ist, und wie große Ähnlichkeit die angebliche Großmacht mit der Ohnmacht hat, wenn sie in ihrer Unwissenheit, ihrer Scheelsucht, ihrer verletzten Eitelkeit und ihrer Parteirancune Dinge, die Werth haben, als werthlos darzustellen versucht.

Was wir erzählen wollen, ist die Geschichte eines Buches, welches sich „Graf Bismarck und seine Leute“ nannte und vor etwa Jahresfrist bei dem Verleger dieser Blätter erschien. Sofort allgemeines Aufsehen erregend, erfuhr das Buch in der deutschen und bald auch in der ausländischen Presse die verschiedenste Beurtheilung und blieb mehrere Wochen in weiten Kreisen Hauptgegenstand des Tagesgesprächs. In einem Punkte trafen alle Urtheile zusammen: der Verfasser hatte die Wahrheit sagen können, und er hatte sie sagen wollen. Im übrigen gingen die Meinungen weit auseinander, und zwar sowohl über die Absicht und die Berechtigung des Autors bei seinen Mittheilungen, als über den Werth seiner Leistung. Merkwürdig war dabei, daß die Kritiken meist um so günstiger lauteten, je weiter der Ort, wo sie erschienen, von Leipzig entfernt war, komisch, daß manche ihre Ansicht über das Buch aussprachen, ohne es selbst, ohne mehr als Auszüge daraus, die nur das Sensationelle herausgefischt, gelesen zu haben, gar nicht hübsch endlich, daß mehrere Blätter es, nachdem sie ihm das nach ihrem Geschmacke Interessante entnommen und Spalten auf Spalten ihrer Feuilletons damit gefüllt, unfreundlich behandelten.

Das Urtheil der größeren Zeitungen Deutschlands war meist ein abfälliges, und die kleinen schrieben das mit einigen Ausnahmen in herkömmlicher

Weise nach. Wohlwollen und Anerkennung fand der Verfasser nur bei wenigen von den bedeutenderen Blättern, die zum Theil auch erkannten, was der eigentliche Kern und Zweck seines Werkes war. Die Wes. Zeit. empfahl dasselbe als „eine Sammlung von vielsagendem, prägnantem Detail, die eine förmliche Schatzkammer zu nennen ist“. Der Hamb. Correspond. schrieb: „Aus Buschs Tagebuchblättern tritt uns des berühmten Reichskanzlers Bild so lebensvoll und farbenreich entgegen, wie aus keiner der vielen bisher über ihn erschienenen Biographien, und nicht minder interessant sind die begleitenden Nebenumstände und der geschichtliche Hintergrund gezeichnet.“ Die Nordd. Allg. Zeit. bezeichnete das Buch als ein „in hohem Grade lesenswerthes und lehrreiches“ und bemerkte: „Soviel Publikationen über die Ereignisse von 1870 und 1871 auch bereits in den Händen der Lesewelt sind, dem vorliegenden Buche wird keines an Interesse gleichkommen. Es eröffnet nicht nur einen Blick in das intime — sagen wir Familienleben des damaligen Bundeskanzlers mit seiner Umgebung, sondern ist auch außerordentlich reich an Notizen politischen Inhalts — zum Theil von hoher Bedeutung —, mit welchen der Verfasser den Fortgang der Ereignisse von Tag zu Tag in naturgemäßer Folge begleitet.“ Ein Recensent in der Berl. Börz.-Zeit. meinte: „Die von Moritz Busch aus dem Leben des Reichskanzlers gesammelten Episoden und denkwürdigen Aussprüche beschäftigen alle Welt.“ „Sie werden überall gelesen werden, wo Menschen wohnen. Der Inhalt des Buches an und für sich wäre schon eine literarische Leistung ersten Ranges, selbst wenn der Held desselben eine reine dichterische Fiktion und nicht die gewaltigste Persönlichkeit unter den politischen Größen unseres Jahrhunderts wäre.“ „Leser, die keinen Sinn für das Charakteristische haben, meinen, daß in den von Moritz Busch mit feinem Verständniß aufgelesenen Erlebnissen und Aussprüchen des Fürsten Bismarck sich manche Trivialitäten und Frivolitäten befinden, und unter diese rechnen sie häufig gerade jene drastischen Züge, die das ursprüngliche nüchterne objektive, fast plebejisch anspruchs- und prunklose Wesen desselben am plastischsten bezeichnen. Wer für die schemenhaften, marklosen, von eitel Edelmuth und Sentimentalität durchtränkten Helden deutscher Romanschriftsteller schwärmt, wird sich von dem Porträt, das Moritz Busch skizzirt, mit einem Gefühl der Beklommenheit abwenden; wer jedoch nach den Dichtern des Realismus wie Ivan Turgenjew seinen Geschmack gebildet, wird bezaubert auf das bis ins kleinste Detail lebenswahre und charakteristische Bild blicken, selbst wenn seine Weltanschauung nicht mit der des Reichskanzlers parallel läuft. Den nachkommenden, von der Partein Haß und Gunst unbeeirrten Generationen aber wird, vom rein menschlichen Standpunkte genommen, die manchmal bis an den krafftesten Naturalismus streifende Figur des eisernen Kanzlers mehr imponiren, als die nach antiken Mustern idealisirte Heldenrolle des ersten Napoleon. Schade, daß dieser keinen Stenographen à la Busch, sondern nur Biographen gefunden, denen es weniger um die minutöseste Aehnlichkeit, als um die Geltung ihrer Auffassung zu thun war.“ Die Berl. Bürgerzeit. erklärte das Werk für „vom höchsten Werthe für den Geschichtschreiber des Krieges und noch mehr für den Biographen des Fürsten Bismarck“ und fügte hinzu: „Mit Recht hat Moritz Busch auch die kleinsten Züge in seine Schilderung mit aufgenommen, in der durchaus richtigen Erwägung, daß nicht selten die Kleinigkeiten, um die der Prätor sich nicht kümmert, das Wesen der Menschen oder die Stimmung, in der sie sich gerade befinden, deutlicher erkennen lassen als anspruchsvolle Großthaten.“ Die Wissenschaftliche Beilage der Leipz. Zeit. hatte zwar allerhand

Ausstellungen an dem Buche und seinem Verfasser zu machen, erkannte aber andrerseits dessen eigentliche Bedeutung und Tendenz unbefangen an, indem sie sagte: „Nach der Art, in welcher dieses Werk in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der deutschen Journale Erwähnung geschehen, muß man unwillkürlich den Eindruck gewinnen, als bilde Klatsch und Skandal die Quintessenz desselben. So verhält es sich aber in Wirklichkeit keineswegs. Das Buch des Dr. Busch enthält Aufzeichnungen, welche für den dereinstigen Geschichtschreiber vom höchsten Werthe sein dürften, ja vieles, wofür dasselbe dereinst die alleinige verlässige Quelle darbieten dürfte, weil nur ein Mann, dem, wie es bei Dr. Busch der Fall war, Gelegenheit gegeben war, als Augen- und Ohrenzeuge nach unmittelbar darüber aufgenommenen Aufzeichnungen berichten zu können, über die betreffenden Vorgänge eine historisch vollkommen glaubwürdige Mittheilung machen konnte. Dieser Punkt ist sonderbarer Weise in den Besprechungen, welche dem Buche bisher zu Theil geworden sind, so gut wie gar nicht berührt worden, und doch bildet er unser Erachtens die Hauptsache und das entscheidende Kriterium für den gegenständlichen Werth des Buches, hinter welchen die vielerlei bedenklichen Ausschreitungen, die sich der Verfasser in Betreff der Diskretion gestattet hat, zurücktreten müssen.“ „Zum Erweise, ein wie werthvolles, theilweise einzig in seiner Art vorhandenes historisches Quellenmaterial dasselbe in sich birgt“, ließ das Blatt dann einige gutgewählte Auszüge folgen. Das bei Berthes in Gotha erscheinende Deutsche Literaturblatt ferner bemerkte in einer ausführlichen Rezension des Werkes: „Bei weitem das Hauptinteresse darin erweckt natürlich die Heldengestalt des Kanzlers selbst, zu deren Würdigung das Buch unverächtliche Züge bringt. Ja es wird dieses Lebensbild in seiner momentanen und rückhaltlosen Entfaltung von keinem Biographen der Zukunft übersehen werden dürfen.“ Auch einige von den Blättern der Provinz, die sich ein selbständiges Urtheil bewahrt hatten, sprachen sich mit warmer Anerkennung über die Novität aus. So u. a. das Chemnitzer Tageblatt, welches ihr nachrühmte: „Das Bild des großen Staatsmannes wird beim Lesen des Buches immer lebensvoller, es tritt uns plastisch entgegen, und wir meinen selbst zu erleben, was der Verfasser erlebte.“ „Und dabei merken wir auf Seiten des Erzählers keine Kunst. Einfach, schlicht, natürlich erscheint, folgt und gruppirt sich Alles wie ein Mosaikbild.“

In ähnlicher Weise äußerten sich noch eine Anzahl andere Organe der deutschen Tagespresse. Die weit überwiegende Majorität der Zeitungen dagegen urtheilte, wie gesagt, mehr oder minder entschieden ungünstig über das Buch, und zwar theils aus Mangel an politischer und anderer Bildung, theils weil es den betreffenden Kritikern an historischem Sinn und sittlichem Ernste fehlte, theils aus gemeinen Beweggründen, Haß gegen den Hauptgegenstand des Werkes, verletzter Eitelkeit, Aerger darüber, daß der Autor auch solche Aeußerungen des Kanzlers mitgetheilt, die Parteistichworte und Parteihelden geringschätzten, den Juden wenig günstig waren, gewissen literarischen Erzeugnissen nicht die ihnen nach der Ansicht des Rezensenten gebührende Ehre widerfahren ließen, endlich offenbar auch aus Neid auf den voraussetzlichen Erfolg des Buches. Der Verfasser sollte indiscret gewesen, sein Werk sollte nur eine Sammlung von Kleinigkeiten, Pitanterien, Klatsch und Futter für die Skandalisucht sein. Er war eine Lakaienseele, taktlos, geschmacklos, ohne Geschick, ein Epikureer, er war langweilig u. s. w. Stellen wir auch auf dieser Seite eine kleine Blumenlese an, und binden wir aus dem Ergebniß einen Strauß zur Ergözung derer, die unsere Uebersicht über die Leistungen dieser Sorte von Kritik bis zu Ende lesen

wollen und hier finden werden, was sie vermocht, und was sie trotz redlichen Bemühens nicht verhindert hat.

Die Berl. Volkszeit. nannte das Buch „eine kolossale Indiskretion“, fand „ein gut Theil Speichelleckerei“ darin, meinte vornehm: „man liest ja solche Bücher nicht, um politische Belehrung daraus zu schöpfen“, gab aber dann zu, daß diese Tagebuchsblätter „interessante Aufzeichnungen“ enthielten und namentlich „charakteristische Details“ darüber brächten, „wie der eiserne Kanzler sich räuspere und spucke“. Zum Beweise wahrscheinlich, daß die Redaktion das letztere in vollem Ernste meinte und solche Genauigkeit für überflüssig und ungehörig hielt, setzte sie den Lesern des Blattes „für jedermann aus dem Volke“ einige Tage nachher in drei oder vier Artikeln reichliche Auszüge aus den Ergebnissen dieser Genauigkeit vor.

Die Voss. Zeit. beschäftigte zunächst die Frage, was den Verfasser bewogen, seine Aufzeichnungen jetzt zu veröffentlichen, und es präsentirten sich ihr da anfangs, wie von betriebsamen Leuten zu erwarten, recht ordinäre Vermuthungen. „Handelte es sich,“ so räsonnirte ihr ehrenwerther Kritiker, „um eine bloße Buchmache zur Verwerthung auf dem literarischen Markte, von welcher der Verfasser, vielleicht in persönlicher Geldbedrängniß, sich ein großes Honorar versprechen konnte? Einem Schriftsteller, der so wenig Selbstachtung gegen sich bekundet, dürfte ein solches Motiv wohl zuzutragen sein“; indeß konnte der Rezensent sich nach einigem Nachdenken „nur schwer zu der Annahme verstehen“. „Auch der Verdacht einer absichtlichen Bloßstellung seines Helden,“ so fuhr er fort, „kann Angesichts der begeisterten Bewunderung, ja abgöttischen Verehrung, die Hr. Busch für diesen zur Schau trägt, hier nicht auskommen, man müßte denn einen Abgrund von Heuchelei und böshafter Tücke in einer Schreiberseele unterstellen, die sich für vermeintlichen oder wirklichen Undank hinterher zu rächen sucht.“ So bleibt „nur die ungeheure Urtheilslosigkeit übrig, vermöge deren Hr. Busch in den Irrthum verfallen ist, daß seine Tagebuchsarbeit in majorem domini gloriam die Deffentlichkeit erblicken würde.“ Also Verherrlichung des Fürsten Bismarck war der Zweck des Autors, und dieser Zweck ist mißglückt, das Gegentheil ist erreicht worden. An einer andern Stelle aber scheint der Kritiker auch davon wieder zurückzukommen. „Mit lauerndem Mephistophelesblicke,“ so behauptet er, „fragt der Verfasser des Buches den naiven Leser, wo es sich um das Urtheil des Kanzlers über menschliche Dinge und Personen handelt, immer wieder, ob er das für erfunden, entstellt oder übertrieben halte, ob es nicht genau dem Charakter und der Redeweise des Fürsten entspreche?“ „Mit schonungsloser Gewissenhaftigkeit hat er aufgezeichnet, was sich seinem stark ausgebildeten Gedächtniß eingeprägt hat, und“ — hier wird das Pathos des Rezensenten nicht recht verständlich — „das ist die höhere Ironie des Weltganges, daß die camera obscura dieses kleinen Geistes so überzeugend getreu die Mikrologie eines großen, wenn auch in der krystallisirten Einseitigkeit großen Genies aufzufangen vermocht hat.“ Zum Schluß des drei enggedruckte Foliospalten langen Klagegedes dieser zartbesaiteten Seele über das düstere Licht, in welchem der Kanzler ihr aus dem Werke entgegentritt, heißt es, daß das Buch „trotz alles widrigen Klatsches, den es enthält, trotz des geringen Werthes, den es als literarisches Produkt hat, seine Bedeutung für die Charakteristik desjenigen, den es auf so eigenthümliche Weise feiert, behalten wird“, und das ist wohl der einzige leidlich gescheite Gedanke an dem ganzen nebelhaften Gerede.

Hätte der Autor des Bismarck-Buches hier wenigstens einigermaßen

Gnade gefunden, so gewährte ihm die Nat.-Zeit. nichts der Art. Sie war ungehalten über den Frevel, daß sie in dem Werke zwar einige Mal gelobt, aber auch getadelt worden. Humboldt und ein paar andere Hausgötter der Liberalen, desgleichen einige Modepoeten sahen darin nicht gut aus. Der Kanzler gefiel der Partei des Blattes nicht mehr so wie früher. Gründe genug, um den Verfasser und seine Arbeit zu züchtigen und womöglich zu vernichten. Ein Herr Fr., der sich dem Vernehmen nach für gewöhnlich mit der Anfertigung von Romanen dritten — andere sagen, vierten — Ranges beschäftigt und daneben Kritik verübt, ein „ernster Mann, von Stirne kraus“, wurde mit der Exekution beauftragt und that seine Schuldigkeit. Im Folgenden die Quintessenz seines Urtheils. Zuvörderst erschien ihm der Titel des Buches übel gewählt, er hätte lieber gesehen, wenn es in Erinnerung an Luthers Tischreden „Bismarcks Tischreden“ getauft worden wäre, da diese darin die Hauptsachen waren und alles andere für sich entweder durchaus gleichgiltig oder doch nicht bedeutend genug. Er vergaß dabei, daß „jedes Thierchen sein Manierchen“ oder, wie eine andere Version lautet, „sein Pläsirchen“ hat, daß dies auch bei der Wahl von Büchertiteln gilt und daß manche Leute nicht gern nachahmen. Dann war ihm der Verfasser ein zweiter Barnhagen, der schlimmer als der erste war, da er seine Aufzeichnungen nicht ändern zur Herausgabe hinterlassen, sondern „vorgezogen, selbst Nutzen und Erfolg aus den Tischreden seines Helden noch bei dessen Lebzeiten einzuernten“. Ferner offenbarte nach ihm das Buch eine „unergründliche Sakaiennatur“, woran er die geistvolle Bemerkung knüpfte: „Es muß ein eigener Kiez darin liegen, neben dem Riesen den Zwerg zu spielen.“ Herr Fr. hätte vermuthlich neben dem Riesen den Riesen zu spielen versucht und sich mit diesem Bemühen lächerlich gemacht. Weiterhin verdroß es ihn, daß von den Herren in der Umgebung des Kanzlers nicht genug die Rede war, und daß das Buch etwa ein halb Duzend Unrichtigkeiten von wenig Bedeutung enthielt, von denen einige augenscheinlich bloße Druckfehler, andere nur nach der Meinung des Rezensenten Unrichtigkeiten waren. Noch mehr benörgelt Herr Fr. gewisse in dem Werke mitgetheilte Charakterzüge hervorragender Männer, die nicht auf Rechnung des Verfassers kommen. Sie sind ihm „Kammerdienergeschwätz, Klatschereien und Indiskretionen. Die Reichsglocke seligen Angebens hätte ihre Leser ein halbes Jahr damit unterhalten können und immer mit Gänsefüßchen.“ Gar nicht gut ist unser Rezensent sodann auf den Kanzler selbst und seine Beurtheilung einer Anzahl von Persönlichkeiten zu sprechen, die das Buch anführt. Herr Fr. ist in diesem Punkte viel klüger, und seine Kritik nimmt hier den Charakter einer förmlichen Abkanzlung an, was zuweilen über die Maßen komisch ausfällt. Mit Recht bemerkte überdies eine Gegenkritik in der Köln. Zeit.: „Daß in einer Zeit und in einer Lage, in welchen nur ein Mann von dem leichten Herzen Oliviers sich ersten Gemüthsbewegungen würde haben entziehen können, in dem vertrauten Kreise, wo niemand glaubte auf Publizität rechnen zu dürfen, harte und zornige Worte gefallen sind, daß inter pocula, im Lagerleben, bei heiterer Konversation die Worte nicht gewogen wurden, ist wohl natürlich. Aber Herr Fr. muß mit Situationen der Art nicht vertraut oder hinsichtlich der Namen Heise und Humboldt sehr empfindlich sein, um so schwerfällige Konsequenzen aus Tischgesprächen zu ziehen, wie er es thut.“ Für den politischen Inhalt des Buches von Busch hat der Rezensent der Nat.-Zeit. als Schöngeist begreiflicherweise wenig Verständniß, und so ist ihm — wenn man nicht absichtliches Verschweigen annehmen

darf — das meiste, was Beachtung und Erwähnung verdiente, entgangen. Das Ganze seiner Besprechung charakterisirt sich als verdrießliche und dabei stumpfe Mäkelei, und der Schluß derselben, nach welchem „es ein sehr merkwürdiger, sehr trüber Spiegel ist, in dem Herr Moriz Busch eine welthistorische Persönlichkeit aufgefangen hat“, würde besser auf die Beurtheilung des Buches und seines Helden von Seiten des Kritikers mit seinem grämlichen schulmeisternden Weisen als auf den Autor mit seiner frischen Unbefangenheit passen.

Andere Blätter, namentlich solche von der fortschrittlichen Farbe, schmähten in gewohntem Bierschänken-Stil und sprachen von „schriftstellernden Kammerdienern“, von „blinder Taktlosigkeit“, „indiskreten Waschweibern, denen es Vergnügen macht, die Risse, Flecken und das Ungeziefer in vornehmer Leute Wäsche an die große Glocke zu hängen“, und andern geschmackvollen und anmuthigen Dingen. Wieder andere suchten dem Buche durch Verbreitung von Lügen, die unbesehen von den Kollegen der betreffenden Redakteure nachgedruckt wurden, nach besten Kräften Abbruch zu thun. Nach den einen hatte der Inhalt desselben bereits in der Gartenlaube gestanden, während dies nur von einigen Partien und nicht den interessantesten galt. Eine gleichlautende Korrespondenz in verschiedenen Zeitungen berichtete, „es seien verschiedene Personen Willens, vom Kanzler die Beleidigungen schwerster Art, die Busch in Gänsefüßchen als Bismarcksche Aeußerungen aufgeführt, sich nicht gefallen zu lassen.“ „Es wird erzählt,“ so hieß es weiter, „einige trügen sich mit der Absicht, beim Kronprinzen vorstellig zu werden und vom Kanzler Erklärungen darüber einzufordern, ob die von Busch wiedergegebenen Urtheile von ihm, dem Fürsten, gefällt worden wären oder nicht. Söhne verstorbenen Diplomaten, Minister und Generale beabsichtigten nichts Geringeres als vom Kanzler Satisfaktion zu verlangen“, und dergleichen Abgeschmacktheiten mehr. Busch sollte „ein jüdischer Literat“ sein. Er sollte „kurz nach dem französischen Kriege wohl nicht ohne Zusammenhang mit der Thatsache, daß er seine Stellung zur Sammlung von Notizen für eigenen Zweck verwerthet, aus seinen Beziehungen zum auswärtigen Amte entlassen worden sein“ (Kreuzzeitung) oder, wie ein ebenso perfider als alberner Bericht in der Magd. Zeit. wissen wollte, seinen Abschied genommen haben, „weil er sich mit keinem der Rätthe in der Umgebung des Kanzlers vertragen gekonnt, da er der Ansicht gehuldigt, daß das Verdienst der Gründung des deutschen Reiches und die Leitung der auswärtigen Politik ihm gebühre“. Der Reichskanzler war „mit ihm schon seit langer Zeit brouillirt“ und jetzt „über die Veröffentlichung seiner Aufzeichnungen als über eine große Taktlosigkeit nicht wenig indignirt“. Ein Blatt „erfuhr“ und drei oder vier Duzend andere druckten's ihm nach, daß die zweite Auflage des Buches eine von allen anstößigen Stellen gereinigte sein werde, so daß anzunehmen sei, die erste werde erheblich im Preise steigen. Wieder ein anderer Korrespondenzfabrikant hatte mitzutheilen, jene neue Auflage werde „einen kleinen Nachtrag erhalten, welcher aus denjenigen privaten Aeußerungen bestehen werde, die Bismarck jetzt über Dr. Busch und sein Werk gemacht habe“. Dieser unbegreiflich einfältige Mensch, dessen Unsinn gleichwohl ebenfalls von einer nicht kleinen Anzahl von Zeitungen vergnügt wiedergegeben wurde, fügte hinzu: „Der Tenor derselben soll, so wird uns versichert, dahin gehen, daß der Verfasser bei der Veröffentlichung seiner Tagebuchsblätter jene Feinheit vermissen ließ, auf welche ihn der Kanzler bei Abfassung von Artikeln und Telegrammen während des Krieges wiederholt verweisen zu müssen genöthigt war.“

Wenden wir uns zu den Urtheilen der ausländischen Presse, so verstand

sich wohl von selbst, daß das Buch in Frankreich keinen Beifall fand, und daß der Autor wie der Held desselben der Gegenstand erbitterter Angriffe waren. An der Wahrheit des darin Mitgetheilten zu zweifeln, kam aber auch hier niemand in den Sinn. „Das Buch ist durchdrungen von dem Geiste einer rauhen Offenherzigkeit,“ schrieb u. a. das *Mémorial Diplomatique*, „und die in ihm enthaltenen Gespräche und Urtheile kleiden sich in jene Form naiver Derbheit, die nicht zum Gebiete erdichtender Einbildungskraft gehört.“

Mit dem größten Interesse wurde das Werk von den englischen Zeitungen aufgenommen. Die *Times* besprach es zunächst in einem besonderen Leitartikel und füllte dann nicht weniger als sechs ihrer Riesenspalten mit Auszügen aus seinem Inhalte. Sie nannte den Verfasser einen „hervorragenden politischen Schriftsteller“ und verglich ihn mit Boswell, dem Biographen Dr. Johnsons. Der Leitartikel schloß mit den Worten: „Die Veröffentlichung solcher Sarkasmen muß den Würdenträgern des Diplomatenhandwerks und den zahlreichen durchlauchtigen Herren der kleinen deutschen Höfe erschrecklich ungebührlich vorkommen, aber gewöhnliche Leute werden dem Kanzler nicht gram sein, daß er mit der rauhen Schneidigkeit des Rauchzimmers und der Straße spricht.“ Und in andern Zusammenhänge sagte das Weltblatt von dem Autor des Buches: „In intimem Verkehr mit dem diplomatischen Leiter des Feldzugs hatte er reichlich Gelegenheit, den mittheilsamen Kanzler sich über allerlei Gegenstände, die mit dem Kriege und anderem in Verbindung standen, äußern zu hören, und was er hörte, brachte er zu Papier, indem er es für seine Pflicht hielt, jedes kostbare Wort so, wie es fiel, aufzubewahren. Ein glühender Bewunderer des Fürsten, eine immer bereite, fleißige und gewandte Feder, war er ungemein geeignet für die Arbeit, die er sich selbst auferlegt hatte. Wie Boswell Johnson mit der Schreibtafel in der Hand begleitete, so hing der unermüdlische Busch an den Lippen seines hohen Gönners und schrieb alles nieder, was sein entzücktes Ohr vernahm. In seinem vielgestaltigen Detailreichtum, dem Ergebnisse solchen hingebenden Fleißes, macht das Buch den unwiderlegbaren Eindruck der Wahrheit. Ein bedachtamer Kritiker würde gesichtet haben, wo ein von Liebe und Begeisterung erfülltes Gemüth seinen ganzen Schatz ausschüttet. In vielen Einzelheiten von der höchsten Bedeutung, ist diese Reihenfolge von Anekdoten eine auf Wahrheit beruhende Lobrede, welche den thätigen, glühenden und durchdringenden Geist eines genialen Menschen in helles Licht stellt.“ Die *Pall Mall Gazette*, eine der populärsten englischen Zeitungen, war hiermit zwar nicht recht einverstanden. Sie tadelte, daß zu viel von gastronomischen Gegenständen berichtet worden, und daß „das Buch eine ununterbrochne Eulogie auf den großen Mann sei, den es porträtierte“, aber sie erkannte, zum Theil im Widerspruche mit letzterem Vorwurfe, auch den Werth des Gebotenen unumwunden an, wenn sie fortfuhr: „Trotzdem kann man diesen beiden Bänden das Verdienst nicht absprechen, daß sie unleugbar den Stempel der Authenticität tragen. Sie malen den Fürsten Bismarck, wie er ist: als einen Mann von starkem Willen, voll Selbstvertrauen, weiten Blickes, rücksichtslos, über alles spöttisch lächelnd, nichts verschonend mit seinen Sarkasmen, und wir möchten ferner sagen, daß sie viele Einzelheiten von politischer Wichtigkeit enthalten, von denen die einen Zeugniß für die scharfblickende Weisheit eines gewaltigen Geistes ablegen, die andern einen empörenden Chynismus bekunden.“ Günstiger wieder urtheilte die Nation, ein einflußreiches Londoner Wochenblatt. Sie begann: „Wenigen Schriftstellern ist es je gelungen, durch einen einzigen Akt sofort einen so gewaltigen Sturm von Schmä-

hung zu erregen, wie ihn Dr. Moritz Busch durch die Veröffentlichung seines Tagebuchs erregt hat." Dann, nachdem dies mit der Wiedergabe starker Aeußerungen des Kanzlers erklärt und bemerkt worden, die schlimmsten derselben hätten wegbleiben sollen, hieß es weiter: „Abgesehen von dieser Schwäche hatte Dr. Busch alle die Eigenschaften, die zur Ausführung eines Unternehmens, wie er sich's zur Aufgabe gemacht, erforderlich sind. Er besaß erstens einen passenden Antheil an der geistigen Stimmung, die man als Heldenverehrung bezeichnet. Dann hatte er eine stets bereite und geübte Feder, da er mehrere Jahre Redakteur eines hervorragenden Wochenblattes gewesen war, Sprachenkenntniß, die er sich auf ausgedehnten Reisen in Amerika und anderwärts erworben, endlich ein gutes Gedächtniß, welches ihn in den Stand setzte, die Aeußerungen des Kanzlers in den scharf gewürzten Worten und kräftigen Sätzen zu Papier zu bringen, in denen sie ausgedrückt wurden.“ Zum Schlusse sagte der Rezensent, zunächst in Betreff Bismarcks: „Kurzum, bei all seiner gelegentlichen Rauheit, seinem Mangel an Glätte, seinen Irrthümern, wenn er sociale und religiöse Fragen in einem mittelalterlichen Geiste der Gewaltthätigkeit und Unterdrückung behandelt, bleibt er doch das Gravitationscentrum der modernen Politik, und sein großes Werk, die Einigung Deutschlands, allein würde hinreichen, ihm die Unsterblichkeit zu sichern. Wenn die gegenwärtige Generation dahingeschieden sein wird, werden diejenigen Elemente in seinen Urtheilen über Persönlichkeiten, welche jetzt Anstoß geben, weniger hervortreten, und zukünftige Geschlechter werden Dr. Busch die Dankbarkeit nicht vorenthalten, die wir alle gegen Eckermann und Boswell dafür empfinden, daß sie die Gespräche Goethes und Johnsons zur Unterhaltung und Belehrung der Nachwelt aufbewahrt haben. Wenn die Vorgänger des Herrn Busch insofern besser daran waren als er, als ihre Gespräche sich durch mehrere Jahre des Lebens ihrer Helden hinziehen, so ist ihm dafür die Gunst zu Theil geworden, daß die sieben Monate, auf die sich sein Tagebuch bezieht, eine der interessantesten Episoden in der Geschichte Europas bilden.“

Ausnehmend freundlich wurde das Buch von der amerikanischen Presse besprochen. Die Newyork. Handelszeit. sagte: „Ein solches Buch ist nicht nur ein literarisches Ereigniß, mit dem sich die Kritik abzufinden hat. Diese hat kaum etwas damit zu schaffen; denn wie auch ihr Urtheil lauten mag, das Publikum wird darüber hinwegsehen und wissen wollen, wie des deutschen Reiches Kanzler ist, trinkt, schläft, arbeitet — vor allem aber, wie er urtheilt. Und das wird es sich auch nicht hinwegwinkeln lassen, so amüsant der Stoff dafür ist. Was Moritz Busch aufgeschrieben, damit hat er, vom Werth oder Unwerth abgesehen, ein Werk in die Welt gesetzt, welches nicht wieder daraus verschwinden oder jemals in Vergessenheit gerathen wird.“ Der Churchman urtheilte: „Das Buch enthält eine Fülle treffender Skizzen und eine Reihe wohlgezeichneter Bilder, aber der große deutsche Kanzler ist allezeit die Hauptfigur.“ „Viele sich tief einprägende Worte finden sich zerstreut in diesen Tisch- und Feldgesprächen des Kanzlers, und andererseits begegnet man vielen, die niemals veröffentlicht worden sein würden, wenn Bismarck sie nicht in Gegenwart Dr. Buschs ausgesprochen hätte. Das Buch wird in weiten Kreisen verlangt werden, und es wird alle seine Leser dafür belohnen. Ja noch mehr, es wird bleibenden Werth haben; denn es enthält wenigstens die Umrisse eines merkwürdigen Krieges und gibt uns das Bild eines noch weit merkwürdigeren Mannes.“ Examiner and Chronicle meinte: „Dem Leser ist fast zu Muth, als ob er vom Kanzler in's engste Vertrauen gezogen wäre, und als ob er

kaum wagen dürfte, die ausgesprochenen und oft unbewachten Meinungen, die er hört, zu wiederholen und so einen Vertrauensbruch zu begehen.“ Der Watchman rühmte vom Autor: „Er hat ein überaus interessantes Buch geschrieben; denn mit seiner sofortigen und vollständigen Aufzeichnung jedes charakteristischen Wortes und jeder bedeutenden Handlung seines Helden ist es ihm in bewundernswerthem Grade gelungen, der Welt ein klares und wohlgetroffenes Portrait desselben zu geben.“ Die Boston Post gab ihr Urtheil dahin ab: „Einfach als ein Stück getreuer Berichterstattung betrachtet, ist es ein höchst wunderbares Buch. Einer unserer Schriftsteller, der es immer und immer wieder gelesen, äußert: Es ist fast nicht zu glauben, daß irgend ein Zuhörer bei einer langen Reihe ungezwungener Tischgespräche sie so vollständig und so genau wiedergegeben hätte, wie Dr. Busch gethan. Er hat uns nicht bloß die Worte, sondern sogar gleichsam die Töne der Unterhaltung hören lassen, und wir entnehmen seinen Seiten auf jedem Punkte präzise Angaben der Stimmung des Sprechenden, wir verstehen die Laune, in welcher Bismarck zu reden beginnt, und entdecken im weiteren Verlaufe der Unterhaltung sogar, wie die eigene Aeußerung des Sprechenden auf seine Stimmung gewirkt und seinen Seelenzustand verändert oder intensiver gemacht hat. Wenn man das Buch liest, ist es nicht so sehr ein Lesen als ein Zuhören. Seine Aufzeichnungen sind mehr Echo aus einem Phonographen als Berichte, die aus dem Gedächtniß abgeschrieben werden.“ Harpers Monthly bemerkte: „Die Leistung ist in vielen Beziehungen einzig in ihrer Art und nicht wenig sensationell. Der Autor daguerreotypirt die Manieren und Gewohnheiten Bismarcks mit realistischer Beachtung auch des Kleinsten, reproduzirt seine bewachten und unbewachten Aeußerungen mit erquickender Rückhaltslosigkeit, enthüllt seine Charakterzüge, seine Stimmungen und sein ganzes Wesen, wie er sie versteht, und wiederholt mit innigem Wohlgefallen seine zahllosen Erinnerungen, seine Scherze, seine beißenden Bemerkungen und satirischen Ausfälle, wobei es ihm ganz und gar gleichgültig ist, wessen Gefühle verwundet werden, oder wem von den harten Absätzen des großen Mannes auf die Behen getreten wird. Im ganzen aber wird Bismarcks Ruf von diesen decken Offenbarungen nicht geschädigt werden. Auch dem blödesten Begriffsvermögen muß klar sein, daß wenige Leute unfreiwillig sich einer so genauen Prüfung unterzogen sehen und aus derselben so gut hervorgehen könnten. Erstaunlich wenig wird enthüllt, was seinem Charakter wirklich zur Unehre gereicht.“ Die Literary News sagten: „Wer diese rücksichtslos offenherzigen Abschätzungen seiner Zeitgenossen, diese einschneidenden Schilderungen von Freunden und Feinden und diese scharfabgegrenzten, unterschiedenen Meinungen und Ueberzeugungen liest, fühlt, daß dieses Buch ihm eine auf keinem anderen Wege zu gewinnende Idee von dem Manne gibt, der so lange in europäischen Angelegenheiten der herrschende Geist gewesen ist.“ Die Christian Union begann einen langen Artikel über das Werk mit den Worten: „Dr. Busch muß Boswells Johnson studirt haben, bevor er an die Aufzeichnung des Thuns und Treibens, der Reden, der Tischgespräche und selbst der Seufzer seines Helden, des deutschen Kanzlers, ging; denn er kommt jenem sicherlich in der Heldenverehrung gleich, der wir eine solche wundervolle Biographie Doctor Johnsons verdanken, und hat uns eine Skizze Bismarcks geliefert, die von kaum weniger hinreißendem Interesse und kaum weniger ergötzlicher Genauigkeit ist.“ Die Wochenschrift The Independent endlich bemerkte: „Wir haben selten ein interessanteres Geschichtswerk gelesen als dieses. Sein Bericht von den Aeußerungen des großen Staatsmannes, von seinem Tempe-

rament, seinen Stimmungen und Gewohnheiten, seinen Erinnerungen an Menschen und Ereignisse, seiner feinen Klugheit und seiner Derbheit, seiner Beurtheilung großer und kleiner Dinge, kurz diese sieben Monate Tag für Tag fortgesetzte Geschichte des berühmtesten Mannes in Europa besitzt ein Interesse, das seit den Chroniken der Zeit des ersten Napoleon nicht überboten worden ist. Wegen seiner biographischen Hingebung hat man Doctor Buch mit allerhand häßlichen Namen belegt, ihn einen Speichellecker, einen Naseweis, einen Boswell u. s. w. gescholten. Er ist nichts der Art. Er ist ein intelligenter Deutscher, der einen großen Mann erkennt, wenn er ihn sieht, der sich freut, die Thatfache seiner Größe zu verkünden, und dem es glücklicherweise verstattet war, nicht bloß die großen, sondern auch die kleinen Thaten seines Helden zu verzeichnen, die tausend Kleinigkeiten, die den wirklichen Menschen schon deshalb mehr enthüllen als Großthaten, weil sie zahlreicher sind und dem Buche der Zeugnisse reichlicher Fülle liefern.“

Wir haben gesehen, daß von der großen Mehrzahl der deutschen Zeitungen ungunstige Urtheile über das hier in Rede stehende Buch abgegeben wurden, und daß man auch sonst seiner Verbreitung vielfach in der Presse entgegenwirkte. Und was hat man damit erreicht? Vor Ablauf von zwei Monaten waren zwei Auflagen desselben, zusammen 7000 Exemplare stark, vergriffen. Auf eine dritte Auflage folgte rasch eine vierte und vor Schluß des ersten Lebensjahres des Werkes eine fünfte, die vor kurzem versandt worden ist und einige größere Zusätze, darunter I. S. 298 einen allerliebsten Beitrag zur Charakteristik Hrn. Lasfers, enthält, während die drei vorhergehenden im wesentlichen unveränderte Abdrücke der ersten waren. Es sind jetzt 14000 Exemplare des Buches in deutscher Sprache in die Welt gegangen — bei den jetzigen schlechten Zeiten und dem nicht gerade wohlfeilen Preise der beiden Bände ein gewiß sehr bedeutender Erfolg.

Und nicht genug damit. Das Buch war sechs Monate nach Erscheinen der deutschen Ausgabe bereits in mehrere fremde Sprachen übersetzt. Es erschien englisch bei Macmillan in London in zwei stattlichen Bänden, und die Auflage von 4000 Exemplaren wird jetzt verkauft sein. Es kam ferner ebenfalls in englischer Uebersetzung bei Scribner in New-York heraus, der gleichfalls 4000 Exemplare druckte. Dazu trat eine zweite amerikanische Ausgabe in einem Bande. Eine Uebersetzung ins Französische folgte. Sie hatte Dentu in Paris zum Verleger, war von einem französischen Kapitän Namens Derosne besorgt und ist jetzt in 6000 Exemplaren verbreitet. Neben ihr erschien eine unberechtigte, das Original nur theilweise wiedergebende Uebersetzung des Buches, die ein berühmter Mitarbeiter des Figaro, Namens Seinguerlet (ursprünglich Zingerle) angefertigt hatte, und von der bereits 13000 Exemplare abgesetzt sein sollen. In Utrecht ferner wurde im Mai d. J. eine von Andrießen besorgte Uebersetzung des Buches ins Holländische fertig, die von der Boekhovenschen Buchhandlung unternommen war und dem Vernehmen nach 3000 Exemplare zählte. Endlich blieb auch Rußland nicht zurück, indem im Juni bei Golowin in St. Petersburg auch in der Sprache der Moskowiter eine Ausgabe des Werkes erschien, die zwei Bände umfaßte, und in der nur einige von Rußland handelnde Zeilen des Originals weggelassen worden waren.

Das wären also sieben Uebersetzungen in ungefähr ebensovielen Monaten und alles in allem eine Verbreitung des Buches in etwa 48000 Exemplaren. Berlin, wo die Bossische und die Nationalzeitung so gewarnt, hatte davon circa 1000 gekauft; die meisten hatte im Verhältniß zu seiner Größe Köln genommen.

Daß das Buch aber bleibenden Werth hat, wird buchhändlerisch dadurch bewiesen, daß noch jetzt, nach Verlauf eines Jahres, jede Woche vergleichsweise zahlreiche Baarbestellungen auf dasselbe eingehen. Die Mehrzahl der deutschen Zeitungen hat es verdammt, das Publikum hat dieses Verdikt praktisch für ungerecht erklärt, jene Zeitungen waren, wie oft schon, wieder einmal nicht die öffentliche Meinung, nicht die Macht, die sie zu sein sich einbilden — quod erat demonstrandum.

Literatur.

Die Frau im Talmud. Eine Skizze von S. Stern, Rabbiner in Buttenhausen in Württemberg. Zürich, Verlagsmagazin, 1879.

Die Frau im Talmud ist in den letzten zwanzig Jahren öfter Gegenstand literarischer Behandlung gewesen; wir nennen nur die Namen M. Güdemann, A. Zellinek und S. Hamburger (vergl. in dessen Realencyclopädie den Artikel: Weib). Auch der Unterzeichnete hat in seinem Buche: „Jesus in seiner Stellung zu den Frauen“ das Weib im Judenthume nach Werthschätzung, Stellung und Beruf während der biblischen und mischnisch-talmudischen Epoche in einem Kapitel beleuchtet. An diese Arbeiten reiht sich die vorliegende kleine Schrift, die, wenn sie auch kein wesentlich neues Material beibringt, doch das vorhandene in so origineller Behandlung vorführt, daß selbst die bekanntesten talmudischen Aussprüche, Anekdoten und Erzählungen ein neues Colorit zu gewinnen scheinen.

Der Talmud weiß nichts von jener Geringschätzung des Weibes, welche der Orient gegen dasselbe bis heute an den Tag legt, er weiß aber auch nichts von jener Erotik, jener sinnlich schwärmerischen Gluth der Romantik im Mittelalter, welche das Weib zur Halbgöttin machte; aber seine Aussprüche und Erzählungen bekunden einen hohen Grad ethischer Kultur, indem sie die sittliche Macht und Bedeutung des Weibes würdigen. Wer keine Frau heimführt, sagt der Talmud, verdient nicht den schönen Namen Mensch, oder: Der Unverehelichte lebt ohne Freude, ohne Segen, ohne Glück, oder: Anmuth ist trüglich, Schönheit vergänglich, ein gottesfürchtig Weib allein ist rühmensewerth. Obgleich der Ehestand seine Sorgen hat, so soll doch der Mann seine Verheerlichung nicht zu weit hinauschieben. Ein Talmudlehrer pflegte zu sagen: Daß ich meine Genossen an Gelehrsamkeit überholt habe, verdanke ich dem Umstand, daß ich schon mit 16 Jahren mich verheirathete. Dem Vater liegt die Pflicht ob, seine Töchter sobald als möglich zu verheirathen. Wenn deine Tochter mannbar ist, lautet ein Lehrspruch, so schenke einem deiner Sklaven die Freiheit und verlobe ihn mit ihr. Dagegen galt es als eine Entweihung, seine Tochter mit einem alten Mann zu vermählen. Der Polygamie waren die Rabbinen abhold, obgleich das talmudische Gesetz sie für zulässig erachtet. Sehr feierlich wurde die Hochzeit begangen. Es war gradezu Gebot, an den Hochzeitsfreunden Theil zu nehmen und zu ihrer Erhöhung das seinige beizutragen. Von Agrippa I. geht die Sage, daß er oft in Person sich Brautzügen angeschlossen habe. An